

Ein moderner Wallenrod

Viele offene Fragen – eine Recherche über Dichtung und Wahrheit bei Marcel Reich-Ranicki

Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki hat die problematischen Seiten seiner Biografie stets heruntergespielt. Eine neue Recherche wirft ein verändertes Licht auf seine polnischen Jahre.

Es war noch nie leicht, als Pole ein sinnvolles Verhältnis zur europäischen Geschichte zu finden. Schon in Alfred Jarrys surrealistischem Theaterstück «König Ubu» war Polen ein Sinnbild für «nirgendwo». In der Tat könnte die polnische Geschichte mit ihren zahlreichen Katastrophen leicht als Ausgubert einer überbordenden dichterischen Einbildungskraft durchgehen. Im 19. Jahrhundert existierte kein polnischer Staat auf der Landkarte Europas. Polen imaginierte sich als «Christus der Völker», um seinem Leiden einen historiosophischen Sinn zu verleihen. Das 20. Jahrhundert brachte zunächst einen Weltkrieg, der polnische Soldaten in fremden Armeen gegeneinander kämpfen liess, einen waghalsigen Angriff der jungen Republik auf Sowjetrussland, eine Wirtschaftskrise, den doppelten Überfall durch Hitler und Stalin und schliesslich eine fast fünfzig Jahre währende kommunistische Diktatur.

Im Kräftespiel der Herrschaftsideologien reichte für einen polnischen Intellektuellen eine einzelne Identität kaum aus. Der Nationaldichter Adam Mickiewicz entwarf mit der literarischen Figur des «Konrad Wallenrod» ein attraktives Erklärungsmuster, mit dem man sich gegen die Ansprüche doppelter oder dreifacher Loyalitäten absichern konnte: Wallenrod ist ein Patriot, der scheinbar in der fremden Kultur Karriere macht, sich aber im entscheidenden Moment auf seine Herkunft besinnt und der Okkupationsmacht in den Rücken fällt. Durch diese Volte erscheint die Kollaboration im Nachhinein nur als Finte, der Verrat als Heldentat und das eigene Leben als notwendiges Opfer für ein höheres Ziel.

Festhalten an der Deutungshoheit

Marcel Reich-Ranicki, der 1920 in Wloclawek zur Welt kam, seine Jugend in Berlin verbrachte und 1938 vom Naziregime nach Polen abgeschoben wurde, musste fast zwangsläufig den Wallenrodismus als Verhaltensmodell wählen. Vor dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums wusste man wenig über die polnische Vergangenheit des erfolgreichen Kritikers, der sich 1958 in die BRD abgesetzt hatte und in kürzester Zeit durch geschickte Selbstinszenierung zur dominanten Figur des Literaturbetriebs aufgestiegen war. Für den öffentlichen Gebrauch hatte Reich-Ranicki seine Lebenserzählung dem deutschen Schulldiskurs der Nachkriegszeit angepasst: Er habe den Holocaust im Warschauer Ghetto überlebt und sei vor der kommunistischen Diktatur geflohen.

1994 holte der Journalist Tilman Jens zum Paukenschlag aus und enttarnte Reich-Ranicki als Mitarbeiter des polnischen Geheimdienstes. Dass Reich-Ranicki im Jahr 1999 eine umfangreiche Autobiografie vorlegte, ist nicht zuletzt auf den öffentlichen Druck zurückzuführen, den Jens' Enthüllung erzeugt hatte. Der Titel «Mein Leben» muss wahrscheinlich mit Betonung auf dem Possessivpronomen gelesen werden: Reich-Ranicki insistiert hier auf der eigenen Deutungshoheit über die kursierenden Varianten seiner

Lebenserzählung. Sein eigener Masterplot baut auf dem Erklärungsmuster des Wallenrodismus auf, in dem Aktivität und Passivität ausgetauscht werden können: Ja, er habe für den Geheimdienst gearbeitet, die vorgesetzten Behörden hätten ihn aber «vergessen», eigene Spitzelberichte habe er nicht geschrieben. An den Kommunismus habe er längst nicht mehr geglaubt; sein Engagement für Volkspolen sei eine Überlebensstrategie gewesen.

Mit dieser Darstellung schienen alle Zweifel an Reich-Ranickis Integrität ausgeräumt; eine plausible Konstruktion fügte die vorliegenden Informationen zu einer spannenden Geschichte zusammen. Freilich gab es immer noch Zweifler: Gerhard Gnauck, der Polen-Korrespondent der «Welt», wollte der stromlinienförmigen Narration von Reich-Ranickis Autobiografie nicht recht glauben und forschte in Archiven und bei Zeitzeugen nach. Entstanden ist ein äusserst lesenswertes und ausgewogenes Buch, in dem Reich-Ranickis Selbstpräsentation mit neuen Quelldokumenten verglichen wird. Vor allem vier weisse Flecken in Reich-Ranickis Biografie stehen im Zentrum der Aufmerksamkeit: sein Verhalten im Warschauer Ghetto, seine Aktivität in Oberschlesien im letzten Kriegswinter, sein Aufenthalt im besiegten Berlin und die Geheimdiensttätigkeit in der Londoner Botschaft der Volksrepublik Ende der vierziger Jahre.

Unter der Nazibesatzung arbeitete Reich-Ranicki als Übersetzer im Warschauer Judenrat. Aufregung stifteten im Jahr 1995 die Memoiren des Schriftstellers Antoni Marianowicz, der behauptete, Reich habe im Ghetto die Mütze eines jüdischen Hilfspolizisten getragen. Reich-Ranicki wollte diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen und protestierte bei Marianowicz, der darauf die entsprechende Passage in der englischen Übersetzung seiner Autobiografie strich. Mit letzter Sicherheit lässt sich heute nicht mehr klären, ob Reich-Ranicki die Mütze getragen hat. Der Streit ist aber symptomatisch: Während die Schreibarbeit im Judenrat in der öffentlichen Wahrnehmung als legitime Überlebensstrategie akzeptiert wird, fällt die Zugehörigkeit zur jüdischen Hilfspolizei bereits unter die odiose Kategorie der Kollaboration.

Reich-Ranicki behandelt in der Autobiografie seine Kriegstätigkeit als Militärzensur in Oberschlesien mit wenigen Sätzen. Gnaucks Nachfragen zu diesem Lebensabschnitt blockte er ab und sagte, er könne sich an «gar nichts» mehr erinnern. Die Situation war in der Tat heikel: Die Vertreibung der Deutschen aus den neuen polnischen Gebieten begann genau im Winter 1945. Reich-Ranicki versicherte mehrfach glaubhaft, er hege gegenüber den Deutschen keine Rachegefühle. Möglicherweise musste er aber in seiner offiziellen Funktion Repressionsmassnahmen gegen polnische Bürger ergreifen, die sich während des Kriegs als «Volksdeutsche» deklariert hatten.

Im Frühjahr 1946 war Reich-Ranicki als Referent für das polnische Kriegsentschädigungsbüro in Berlin tätig. Allerdings könnte diese Bezeichnung nur ein Cover für einen Spionageauftrag gewesen sein. Der Journalist Bohdan Osadczuk mied Reich-Ranicki zu dieser Zeit, weil man ihn vor dem Geheimdienstler gewarnt hatte. Zudem hat Gnauck in den Archiven Berichte eines Spitzels mit dem Decknamen «Platon» entdeckt, der

aus Berlin vertrauliche Informationen über Mitarbeiter des Kriegsentschädigungsbüros nach Warschau übermittelte. Den Nachweis, dass sich hinter «Platon» tatsächlich Reich-Ranicki verbirgt, kann Gnauck nicht mit letzter Sicherheit erbringen; aber Ort und Zeit der Berichterstattung fallen genau mit Reich-Ranickis Aufenthalt in der besiegten deutschen Hauptstadt zusammen. Eine versteckte Konfession findet sich möglicherweise in Reich-Ranickis einzigem literarischem Text, «Eine sehr sentimentale Geschichte», der genau in dieser Berliner Zeit spielt und die Be-spitzelung im polnischen Militärmilieu beklagt.

Londoner Mission

Am 1. Februar 1948 trat Reich-Ranicki im Rang eines Hauptmanns des Geheimdienstes seine Mission in der Londoner Botschaft an. Nach dem Krieg war London einer der wichtigsten Emigrationsorte: Hier liessen sich viele national und konservativ gesinnte Polen nieder, hier etablierte sich auch die polnische Exilregierung, die sich als einzig legitime Machthaberin betrachtete. Reich-Ranicki behauptet in seiner Autobiografie, seine Tätigkeit in London habe zu 80 bis 90 Prozent aus Konsulararbeit bestanden. Kontakte zu Exilpolen habe er keine gehabt. Hier scheint nach Gnaucks Recherchen mehr als eine Gedächtnislücke vorzuliegen. Genau dokumentiert ist ein persönliches Treffen zwischen Reich-Ranicki und dem prominenten Publizisten Stanislaw Cat-Mackiewicz, der mit dem Gedanken einer Rückkehr nach Polen spielte. Reich-Ranicki bot ihm an, bei diesen Plänen zu helfen und seine in Polen gebliebene Familie zu unterstützen, wenn er im Gegenzug Spitzelberichte über Exilaktivisten lieferte. Darauf mochte sich Cat-Mackiewicz nicht einlassen. Er kehrte erst 1956 nach Polen zurück, als das politische Klima milder geworden war.

Leichtigkeit und Apodiktik

Nachdem Gnauck den Vorhang über Reich-Ranickis Lebensdrama gesenkt hat, bleiben viele Fragen offen. Sicher ist aber, dass die Autobiografie des Literaturpapstes selbst ein höchst geschickt gewebtes Stück Literatur darstellt. Reich-Ranicki ist gleichzeitig Autor und Held seines biografischen Spiels: Dabei erleidet der Held kein zufälliges Schicksal, sondern tritt in einer Rolle auf, die ihm vom Autor auf den Leib geschneidert wurde. Was nicht in die Komposition passt, wird ausgelassen: So etwa die Tatsache, dass Grossbritannien und die Bundesrepublik Deutschland Reich-Ranicki Mitte der fünfziger Jahre die Einreise verweigerten. Gnauck weist immer wieder auf solche Lücken hin. Seine Version von Reich-Ranickis Lebensgeschichte mag vollständiger sein; allerdings kann sie biografische Sinndefizite nicht erklären, sondern nur aufzeigen. Besonders interessant ist Gnaucks Deutung von Reich-Ranickis rhetorischem Stil: In seinen Kritiken verbinde er «die Leichtigkeit des polnischen Zwischenkriegsfeuilletons mit der apodiktischen Härte des sozialistischen Realismus».

Wie dem auch sei: Gnaucks Nachforschungen führen nicht nur zu einer Neubewertung von Marcel Reich-Ranickis Biografie, sondern bieten auch ein Lehrstück für die schwierige Selbstaufklärung eines Intellektuellen über seine eigene problematische Vergangenheit. Wohltuend ist, dass Gnauck Marcel Reich-Ranicki nicht mit dem ausgestreckten Zeigefinger dem öffentlichen Gespött preisgibt. Dichtung und Wahrheit des Feuilleton-Olympiers sind bei Gnauck von viel Einfühlungsvermögen getragen. Möglicherweise schwingt hier auch eine Portion Dankbarkeit für Reich-Ranickis eigene grosszügige Haltung mit:

Der Chefkritiker wusste immer genau zu unterscheiden zwischen der deutschen Kultur und den deutschen Verbrechen, denen auch seine Eltern zum Opfer gefallen waren.

Ulrich M. Schmid

Gerhard Gnauck: Wolke und Weide. Marcel Reich-Ranickis polnische Jahre. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2009. 311 S., Fr. 45.70.